



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
 Expedition und Annoncen-Anstalt: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

29. Jahrg.

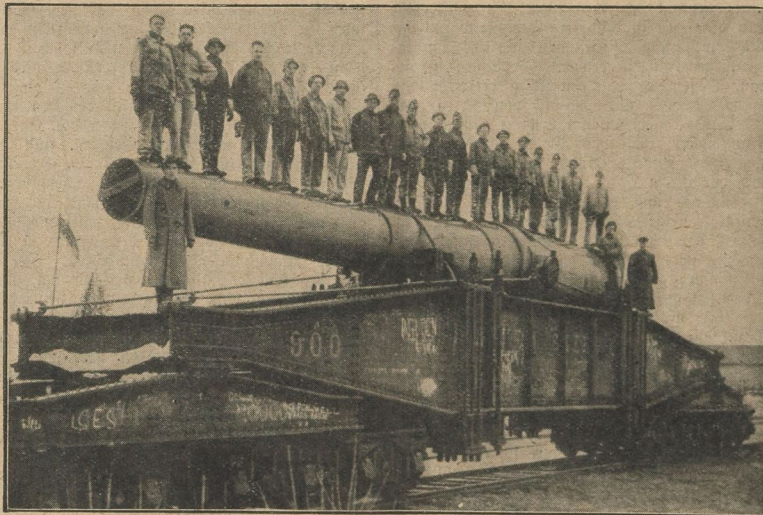
Geläutert.

Skizze von Paula Volkmann.

(Nachdruck verboten.)

Warme, zitternde Sommerjonne liegt auf dem See. Ganz leise und träge nur murmeln die Wellen, flüsternd rauschen und räumen die Bäume; sonst Stille, schwere, dufatmende Mittagsstille. Glühender Sonnenschein auch über dem Garten, der bis hart an den See reicht, goldene Sonne, wonnige, heimliche Ruhe. Hin und wieder nur summt ein Insekt durch die Luft, taumelnd, von süßen Wohlgerüchen trunken. Wie ausgestorben das Haus, das in leuchtender Weise inmitten des schlafenden Gartens liegt. Und immer weiter spinnst Mittagsszauber mit goldenen Fäden das Haus, den See, den Garten ein. Im grüngoldenen Dämmerlicht der Räume, die am Rande des Sees waldenartig zusammentreten, glaubt man die lockenden, betörenden Weisen des Waldgottes Pan zu vernehmen, und da tritt sogar die Mittagsssee mit leichten, schnellen Schritten in den Schatten des Waldes. Die Mittagsssee? Nein, ein Wesen von Fleisch und Blut, eine schlanke, blonde Frau, die mit großen, grünen Augen sehnsüchtig in die weite Ferne guckt. — Ein roter Sonnenschirm taucht ihr Gesicht in zarte Glut — ein Sonnenschirm, man denke, wann brauchte wohl die Mittagsssee einen solchen — und giebt rosigen Schimmer auf ihr duftiges weißes Kleid. Ohne sich in den Laubgängen lange aufzuhalten, eilt sie hinunter ans Ufer; hier ist ein reizendes Picknickplätzchen hergerichtet, so recht geschaffen zum Träumen in köstlicher Mittagsstille; hier bleibt auch die junge Frau. Sie

klopft den Sonnenschirm zu und setzt sich in die Hängematte, diese langsam in Schwingung versetzend. So sitzt sie und schaukelt sich, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und die großen sehnsüchtigen Augen schauen teilnahmslos über all die Schönheit, die glühende Farbenpracht des Hochsommertages hinweg. Plötzlich zieht sie unmutig die Stirn in Falten, ärgerlich klopft ihr Fuß den Boden. Wie schwerfällig ist doch ihr Gatte, warum setzt er sich nur hier fest in dieser entsetzlichen Einseitigkeit und Nede. Sie hält es einfach nicht mehr aus, sie sehnt sich krank nach eleganten Menschen, nach belebten Straßen, nach rauschenden Festen. Und er sieht das nicht ein, er ist zufrieden, wenn er hier rudern und schwimmen kann, oder wenn er weite Wärsche durch diesen dummen, dummen Wald macht. Mit so frohen, glücklichen Augen kommt er von denen zurück, und lachend will er ihr dann immer erzählen, wie schön doch diese verzauberte grüne Wildnis ist. Trotzig beißt sie die Zähne zusammen, nein, sie will nichts davon hören, sie will leben, genießen.



Amerikas Geschützeferungen.
 Ein 16 zölliges weittragendes schweres Geschütz, welches Amerika massenhaft unseren Feinden liefert.

Mit glänzenden Augen, glühenden Wangen träumt sie vor sich hin. Ach, wenn sie leben könnte wie ihre Freundin Hetty; heute ein Ball, morgen ein Fest, übermorgen wieder und so fort in endloser Reihenfolge, ha, wie würde sie dann ihre Macht erproben, lachen, betören denn ein Blirt bei werbenden, schmeichelnden Geigenklängen, was will der bejagen? Und ihr Mann? Warum schießt ihr das Blut



ins Gesicht, und wieder schaut sie bitterböse in den lachenden Sonnenschein. Nein, niemals wird der so ein Leben führen, sie so ein Leben führen lassen, denn er sagt ja immer, denkt sie mit spöttischem Lächeln: „Nie will ich durch so ein flaches Dahinleben an der Oberfläche mein inneres Erleben aufgeben, das allein ein bleibender Schatz fürs Leben ist.“ Sie zuckt die Achseln, daß, inneres Erleben, tönendes Wort, warum braucht er es? sie will leicht durchs Leben tanzen, lachend den Schaum vom Haubertrand, „Leben“ genannt, schlürfen. Sie will! — aber sie kann nicht, denn sie ist ja an diesen öden Phylister gebunden. Sie zuckt zusammen, vom Hause her wird hell und laut ihr Name gerufen. Langsam dreht sie den Kopf. Mit hastigen Schritten kommt ihr Mann durch die Wege auf sie zu, ein Zeitungsblatt hin und her schwingend. Soll sie ihm entgegengehen? nein, er kann ja kommen. Und wieder ruft er: „Lore, Lore!“ Doch sie rührt sich nicht. Da ist er auch schon bei ihr. Atemlos, sich beinahe überfürend, sprudelt er die Worte hervor: „Oesterreich hat an Serbien den Krieg erklärt!“ Gott, denkt die blonde Frau, nichts weiter? und ruhig wippt sie her und hin, ihn ganz überlegen anlächelnd. „Du findest gar keine Antwort darauf?“ — „Was soll ich da sagen, die Sache interessiert mich so gar nicht.“ Müde und schleppend kommen diese Worte von den Lippen Lores, gelangweilt sehen die grauen Augen in die Ferne. — „Und wenn nun Deutschland auch mit in den Krieg verwickelt wird?“ Drängend fragt es der Mann. Leicht zuckt sie die Achseln: „Ach, Lieber, wir sind ja so geschützt hier, soweit werden ja die Feinde nicht gleich kommen.“ Sprachlos starrt der Mann die Frau an. Ja, ist er denn blind und taub bis jetzt gewesen? Wie hat ihm nur diese gänzliche Begeisterungslosigkeit für alles Schöne und Große im Menschenleben, für Vaterland und Heimat entgehen können?! Narr, der er ist, da glaubt er noch an goldene Wälder, glaubt, daß seine Frau aufwacht aus ihren Träumen, aus ihrem tatenlosen Dahinleben, wenn es heißt: das Vaterland ist in Gefahr! Statt dessen sagt sie müde und schläfrig: „Das hat für mich kein Interesse.“ O, Gott — er preßt die Zähne zusammen — und das war seine Frau, die Frau, die er mit aller Kraft seines Herzens geliebt hat. Ganz erschrocken starrt er sie an, — geliebt hat? Nein, er liebt sie ja noch, denn sie gehört ihm doch, ist jung und schön. Jung und schön — und weiter nichts — ein bitteres Lächeln spielt um seine Lippen, als er langsam wieder dem Hause zugeht.

Heller Gloden Schlag tönt durch die Stille, und langsam steht da auch die junge Frau auf, denn nun ist es ja Kaffezeit; sie lächelt, gut bürgerlich Kaffezeit, kein eleganter five o'clock tea. Mit ihren schnellen, leichten Schritten geht sie denselben Weg, den vorher ihr Mann so zornig gekränkt gegangen ist, und kein Gedanke kommt ihr, daß sie ihm eben bitter weh tat. Lisset, das niedliche Stubenmädchen, kommt ihr entgegen mit so erwartungsvoll begeistertem Gesicht: „Gnädige Frau, Oesterreich hat den Krieg erklärt.“ In tonischer Verzweiflung wehrt Lore ab: „Nichts von Krieg, das interessiert mich nicht.“ Entsetzt sieht Lisset ihr nach; Krieg interessiert die gnädige Frau nicht? O, was ist sie doch für ein Menschenkind. Kopfschüttelnd geht sie hinab in die Küche. — Währenddessen steht Lore vor ihrem Mann: „Nun, Klauschen, ausgebrannt?“ Lachend zieht sie ihm die Ohren. Sanft macht er sich frei und sagt unendlich traurig: „Ich braunne nicht, denn ich hätte mir ja denken können, daß ich bei dir kein Verständnis finde.“ Bekommen steht sie ihn an, sie will antworten, aber er wehrt ab. „Laß, komm, wir wollen nun Kaffee trinken.“ Wie schön kann so eine Kaffeestunde sein, was hat man alles zu plaudern, zu erzählen, wald geheimnisvollen Zauber übt ein hübsch gedeckter Kaffeetisch, der duftende, braune Trank auf ein empfängliches Gemüt aus. Wie hat er sich früher auf die gemeinsame Stunde gefreut, in der er ihr alle seine kleinen Aergernisse und Freuden erzählen wollte, um bei ihr warme Teilnahme für alles zu finden. Früher, als er noch glaubte, sie hätte kein Verständnis für seine Art. Er blickt zu ihr hinüber. Mit unendlich gleichgültigem Gesicht rührt sie in ihrem Kaffee. „Lore,“ sagt er plötzlich, „wilst Du wirklich hier bleiben, wenn auch in Deutschland Krieg ausbricht?“ Ergeben faltet sie die Hände. „Liebster Klaus, ich werde ja wohl hier bleiben müssen, denn Du fährst ja doch vor dem Herbst nicht nach Berlin.“ — „Zeh? aber Lore, was denkst Du denn so eigentlich; ich muß doch mit, wenn mobil gemacht wird.“ — Mit großen, ungläubigen Augen sieht sie ihn an, ein leises Entsetzen will sich in ihr regen, aber gewaltsam schüttelt sie es ab. — „Nun, dann fahre ich eben mit Hetty nach Ostende.“ — Er glaubt, nicht richtig gehört zu haben. „Nach Ostende, wenn Dein Vaterland in Gefahr ist?“ — „Nun, warum nicht? ich schwärme ja nicht so wie Du für Vaterland und andere schön klingende Worte, ich bin nun einmal mehr für Internationalität.“ — Ganz wohl ist ihr nicht dabei. Das merkwürdige Angstgefühl von vorher löst sie gar nicht los, und dabei ist es nicht eigentlich Angst, sie weiß nicht, was es ist. Ganz schen blickt sie auf ihren Mann, da wird sie totenblau, denn schrecklich drohend

sieht er sie an. Eine Weile ist brüdenndes Schweigen zwischen ihnen, und sie meint, er müsse ihr Herz klopfen hören. Dann sagt er gewaltsam beherrschend: „Sei zufrieden, daß Du ein Weib bist, denn wärst Du ein Mann, würde ich Dich auf der Stelle vor meine Klinge fordern, und dann — Du verdienst gar nicht, eine Deutsche zu sein.“ Er steht auf und geht mit wuchtigen Schritten hinaus.

Wie betäubt bleibt sie zurück. Sie hört, ohne es in sich aufzunehmen, wie er dem Hunde pfeift und dann das Haus verläßt. In ihrem Kopf kreist nur der eine Gedanke: „Wenn Du ein Mann wärst, würde ich Dich fordern und dann —“. Sie schaudert. Ganz schnell, als wolle sie fliehen, läuft sie über die Terrasse hinunter an den See, und immer folgt ihr das eine Wort: „ich würde Dich fordern und dann —“. Erichsst sie sich wieder in die Hängematte. Hat sie denn so Entsetzliches geredet, daß er ihr so drohen kann? Was ist denn das Vaterland für sie, es ist dem Vaterland doch auch ganz gleichgültig, wo sie wohnt, ob hier in Deutschland oder zum Beispiel in Paris. Ist es aber auch wirklich so? Sie stützt den Kopf in die Hand. Sie war doch früher immer begeistert gewesen, wenn man vom Vaterland sprach. War das nur, weil sie damals noch Kind war und nicht weiter darüber nachdachte? Wie kann dann aber ihr Mann heute noch so stark am Vaterland hängen und mit so großer Begeisterung und Wärme davon sprechen? Er ist doch so klug. Aber bedeutet das Vaterland wirklich das Höchste für jeden einzelnen, auch für sie? Sie weiß es nicht. Sie weiß nur, daß Hetty immer gesagt hat, daß die Franzosen zum Beispiel den Deutschen in Eleganz und Galanterie tausendmal über seien. War zu große Wären seien die Deutschen. Und Hetty muß das doch wissen, sie lebte ja schon einmal vier Jahre in Paris. Sieben heiß schließt ihr das Blut in den Kopf. Wie lächelt Klaus doch immer spöttlich, wenn Hetty von den galanten, eleganten Franzosen schwärmt. Wie sagt er doch dann immer so ganz kühl und ironisch: „Gewiß, Gnädigste, galant und elegant und fabelhaft, „chic“ sind die Franzosen; aber werden damit Schlachten geschlagen und gewonnen? Werden dadurch innere Werte geschaffen?“ — Sie stöhnt ganz qualvoll auf; wer kann ihr nur aus dieser Wirrnisse helfen, ihr Mann tut es nicht, zu sehr hat sie ihm weh getan. Matt schließt sie die Augen, nur nicht mehr denken. Da tönen vor ihrem Ohre wie eine Mär aus längst verklungenen, glücklichen Kindertagen die herrlichen Worte Schillers, den sie einst so sehr, ach so sehr geliebt hat: „Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen, hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft, dort in der fremden Welt kämpfst Du vergebens, ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.“ — Wie wird ihr nur so eigen bei diesen Worten, warum nun schlägt ihr Herz so schnell und freudig den Takt dazu? Liegt in diesen Worten denn die Wahrheit? Gewiß, ihr Mann wird ihnen sofort zustimmen, denn er glaubt ja fest daran, daß es die heiligste Aufgabe jedes Menschen ist, seine ganze Kraft dem Vaterland zu widmen. Wie oft hat er mit tiefem Erbarmen von vaterlandslosen Gesellen gesprochen. — Vaterlandslose Gesellen, sind sie wirklich unglücklich? Sie muß unwillkürlich an das Auswandererschiff denken, das sie im vorigen Herbst sah. Mit welcher unendlicher Sehnsucht im Blick schauten die meisten auf das Festland, die Heimaterde zurück. Und doch waren diese nicht eigentlich vaterlandslos, sie ließen die Heimat ja nur zurück; wenn dann die Fremde zu hart und kalt sich ihnen zeigte, dann konnten sie heimkehren. Wer nun aber international ist, wer kein eigentliches Vaterland hat, wie sie sich das vorher wünschte, der muß untergehen in der großen, kalten Welt mit brennendem Weh und unerfüllter Sehnsucht im Herzen. Wie ein Blitz durchzuckt sie die Gewißheit. Sie begreift sich selbst nicht mehr; vor ein paar Stunden noch wollte sie ins Ausland gehen, wenn in Deutschland auch Krieg ausbrechen würde, und jetzt empfindet sie darüber brennende, qualende Scham. Sie schüttelt den Kopf, was will sie nur eigentlich, sie kann ja nicht mitkämpfen, sie ist doch nur eine Frau. Da stockt ihr Herzschlag, — sie kann nicht kämpfen, aber er, Klaus, muß mit. Mit großen, erschrockenen Augen starrt sie in das leuchtende Farbenpiel der untergehenden Sonne. Dann springt sie auf und eilt in das Haus; sie muß ihn verzeihen, kein anderer Gedanke hat augenblicklich Platz in ihr. Auf der Treppe sieht sie Lisset, die den großen Koffer ihres Mannes schleppt. Mit wankenden Knien geht sie da in sein Zimmer, sie weiß, er will reisen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Er läßt sich auch durch ihren Eintritt gar nicht stören, ruhig packt er weiter, nur tiefer wird die bittere Linie um seinen Mund. Eingeschüchtert bleibt sie an der Tür stehen. „Klaus — wie ein Geuzzer zittert sein Name, durch den Naam. Er beugt den Kopf tiefer auf die Arbeit, nur nicht weich werden, mit einer Frau, die in frähtlicher Gleichgültigkeit verharrt in einer Zeit, die Mut und tatkräftiges Einsetzen jeder Persönlichkeits fordert, kann er keine Gemeinschaft haben. Ihr traten die Tränen in die Augen, schnell kommt sie auf ihn zu. „Klaus, nimm mich mit.“ Ganz kühl sieht

er sie an, mit heißender Ironie fragt er: „Ah, es ist der Gnädigsten wohl zu langweilig hier allein? Nun ja, Du hast recht, Berlin ist immer anmühsamer als diese einsame Waldvilla. Du hast dort Menschen, Vergnügungen, Abwechslung, wonach Du Dich hier vergebens sehnst.“ — „Nein, deshalb will ich nicht mit, ich will lernen, daß das Wort „Mein Vaterland, ans teure, schließ Dich an“ — wirklich Berechtigung hat, ich will es in dieser Zeit an mir selbst erfahren.“ Erstaunt sieht Klaus auf Lore. „Wie willst Du das lernen, wenn Du es nicht in Dir spürst?“ Da bittet sie leise: „Klaus, hilf Du mir, dann wird es schon gehen und darum nimm mich jetzt mit.“ Er zaudert noch, er kann nicht gleich fassen, daß Lore endlich beginnt, aufzuwachen. Er atmet tief, das ist ja ein Glück, größer als er jetzt noch zu hoffen wagte. Dann aber, in dieser warmen Freude, die er darüber empfindet, zieht er sein Weib in die Arme, küßt sie auf den Mund, der so lieb bitten kann und sagt einfach und herzlich: „Ich werde Dir helfen!“

Was für eine Zeit beginnt jetzt für Lore. Mit aufmerksamen Augen schaut sie umher, mit wachen Sinnen erlebt sie diese Tage mit. Ueberall ist Klaus ihr ein williger Führer, ein kluger Lehrer. Unfassbar ist es ihr, wo all diese heilige Begeisterung herkommt im Zeitalter des traffesten Realismus! Wie ein Rausch ist es über die Bevölkerung gekommen, und in ihrem Herzen singt und klingt es mit, als wenn gleichgestimmte Saiten angeschlagen würden. Verwundert über sich selbst schüttelt sie den Kopf. Ist sie das wirklich, die voll Eifer die Zeitungen studiert? Sie, die früher nur französische Romane ganz flüchtig las? Sie sieht die Menschen runderherum an, die gleiche, wehevollte Stimmung glänzt aus aller Augen, die gleiche ungebüdete Erwartung beherrscht alle. Sie fühlt, wenn im Anfang auch noch undeutlich, was das Vaterland nun auch für sie bedeutet, wie sie leiden würde, wenn es unterginge. Und weiter mit ehernen Schritten schreitet die gewaltige Zeit. Am Freitag morgen liest sie das Ultimatum Deutschlands an Rußland. Mit zitternden Händen schiebt sie ihm das Blatt hinüber. Er liest und nickt, er hat das erwartet. Und draußen scheint die Sonne so golden hell, die Vögel zwitschern vergnügt und fröhlich, als gäbe es das schreckliche Wort „Krieg“ gar nicht. Lore denkt unwillkürlich, auch die Natur müsse atemlos der Entscheidung entgegenharren. Wenn nun Deutschland untergeht, dann kann sie ja frei sein, international, wie sie das früher wünschte; doch nein, nein, sie schüttelt energisch den Kopf, Deutschland soll und wird nicht untergehen, alle seine Söhne werden freudig in den Kampf eilen, und die Frauen und Mädchen werden zu Hause versuchen, die schwerste Not zu lindern, auch sie wird dabei sein, daß ist ihre Aufgabe, ihr Ziel. Und mit leuchtenden Augen geht sie hinter an den Flügel. Gerührt schaut ihr Mann ihr nach. Gottlob! sie ist wach geworden. Da braust hell und freudig, zuversichtlich, feierlich „Deutschland, Deutschland über alles“ durch den Raum. Und mit den Tönen schwingt ihre Seele, ihre geund gewordene Seele sich empor. „Gott, Vater, laß Deutschland siegen, laß es nicht untergehen“, betet sie leise und inbrünstig. Sie hat ihr Vaterland wiedergefunden. — Hastig und aufgeregt kommt am Nachmittag ihre Freundin Hetty zu ihr. „Lore, Liebste, Du mußt mit, wir wollen während der Kriegsunruhen an den Bierwäldtattersee fahren, da hören und sehen wir nichts von all dem Schrecklichen.“ — Heißes Rot schießt Lore ins Gesicht; das Gleiche hat sie auch einmal gedacht, hat es sogar gesagt, wie konnte sie nur. Abwehrend schüttelt sie jetzt den Kopf: „Geh' allein, ich bleibe hier.“ — „Das kann doch Dein Ernst nicht sein? Was willst Du auch hier?“ — „Helfen, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, mein Platz ist hier.“ — „Aber bedenke doch, Du wirst hier keine Beistellungen haben, keine Vergnügungen, keinen harmlosen Flirt.“ Wieder erbtet Lore jäh. Ein glühender, dunstender leuchtender Sommer Sonntag steht vor ihren Augen, ein Sonntag, an dem sie sich nach rauschenden Festen krank gesehnt hat. Da wurde sie durch ein paar Worte ausgerüttelt. „Ich würde Dich fordern und dann —“. Heute weiß sie, daß ein Leben, wie sie es damals so heiß wünschte, dem Menschen nichts an Gehalt und Wert bieten kann; sie weiß, daß der Mensch aber vor allem auch das Vaterland, den Boden der Heimat braucht, um mit allen Rechten neben den fremden Völkern zu bestehen. Soll es vielleicht den Deutschen so ergehen wie den Israeliten, die in jedem Lande nur gebildet sind und rechtlos leben, nur weil man ihnen die Heimat nahm? Nein, so soll es mit Deutschland nicht werden, darum muß jeder tapfer seinen Platz ausfüllen, die Männer draußen im Felde, die Frauen daheim. Und mit leuchtenden, entschlossenen Augen sagt sie daher: „Was sollen mir Feste, Theater, Vergnügen? Dazu ist jetzt nicht die Zeit, jetzt gilt es zu arbeiten, zu helfen.“ Spöttisch zuckt Hetty die Achseln: „Kleine Schwärmerin.“ Dann geht sie.

Am Abend bringt Klaus die Nachricht mit heim, daß über Berlin der Kriegszustand verhängt ist. „Das ist die Gewißheit“, denkt Lore, und plötzlich zuckt schreckhaft die Erinnerung in ihr auf: „Wenn mobil gemacht wird, muß ich mit.“ Ist das wahr? Sie sieht ihn an. Ernst, fast feierlich nickt er ihr zu. „Ja, Lore, ich

ziehe mit, ich kämpfe für Kaiser und Vaterland, und will's Gott, kehre ich in einer besseren Zeit zu Dir zurück.“ — Sie nickt, sie kann nicht sprechen. Sie weiß ja, daß es sein muß; ist sie doch auch nicht die einzige, die das Liebste hergeben muß, was sie hat. Tausende werden es tun, strahlenden Stolz in den Augen und heimliches zitterndes Weh im Herzen. Wieviele aber werden wiederkommen? Da werden doch die Augen feucht. „Nicht weinen, Lieb, dazu ist jetzt keine Zeit.“ Tapfer schluckt sie die Tränen hinter, nein, sie will nicht weinen; es gilt ja das Vaterland, und fällt er, dann hat sie eine große, heilige Aufgabe zu erfüllen. Sie hat jetzt Gewißheit, sie muß dann sein Kind nach seinem Vorbild erziehen. Ein leises Lächeln huscht über ihr Gesicht — sein Kind — wie will sie es lieben, wie hat sie es jetzt schon lieb, das winzige, winzige Wesen. Nicht einmal kommt ihr der Gedanke, wie sie früher davor gezittert hat, Mutter zu werden. Ganz stolz ist sie jetzt, ganz seliges Erwarten.

So hat sie die Menschen noch nie gesehen, wie heute in Erwartung der Mobilmachungsbefehle. Klaus hat sie mitgenommen, gerade mitten hinein ins Menschengewühl. Auf dem Potsdamer Platz steht die Menge Kopf an Kopf. Atemlose Spannung, zitternde Erwartung auf allen Gesichtern. Da kommen die Cytrablätter. Totenstille auf dem weiten, weiten Platz. Ein Herr in weißen Beinkleidern ist auf einen Kohlenwagen gestiegen. Mit weithin tönender Stimme liest er vor, daß S. M. der Kaiser die Mobilmachung befohlen hat. Zunächst schweigt noch alles. Die Urstufe des Wartens ist vorüber, die Gewißheit, der Krieg ist da. Nun braust mit hellem, sieghaftem Klang „Heil Dir im Siegerkranz“ empor, mit inniger Begeisterung von allen gegungen. Das mächtige, wehevollte „Deutschland, Deutschland über Alles“ schließt sich an. Lore schießt die Tränen in die Augen. — „Nicht weinen“, bittet Klaus. „Ich weine nicht, ich bin ja so stolz, daß ich diese Zeit miterleben darf.“ — Warm umschließt seine Hand die ihre. Wozu doch so ein Krieg gut ist. Seine Lore hat er aufgeweckt und sie wieder zu einer deutsch fühlenden, denkenden Frau gemacht.

In den nächsten Tagen kommt Lore nicht recht zur Besinnung; am Donnerstag schon muß Klaus sich bei seinem Regiment melden, und bis dahin gibt es sehr viel zu tun. Sie will ihm doch so viel Liebes und Gutes noch erweisen und ist darum von früh bis spät für ihn tätig. Es ist gut so für sie, denn manchmal will doch das Trennungswel sie übermannen. Am Mittwoch noch feiert sie eine ungeführte Weibestunde mit ihm zusammen, und dann muß sie ihn ziehen lassen. Wieder wollen die Tränen kommen, doch energisch trocken sie sie. Mit heiliger Andacht im Herzen durchlebt sie neben ihm den Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Gläubig, mit hoffendem Herzen singt sie mit, und ganz tapfer und ruhig wird sie bei den Worten des Superintendenten Conrad: „Gott hat uns nicht gegeben einen Geist der Furcht, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.“

Durch lachenden Sonnenschein geht sie mit ihm nach Hause. Rührend besorgt ist sie um ihn, mit soviel Liebe, soviel inniger Sorgfalt umgibt sie ihn, als will sie ihn für all die Not und Qual des Krieges schon heute entschädigen. Nicht einmal sieht er sie nutzlos und verzagt. Immer hat sie ein Lächeln, ein gutes Wort für ihn. Mit inniger Zärtlichkeit zieht er sie in die Arme: „Mein Weib, Du deutsches Weib“. Unendlich beglückt schließt sie die Augen, jetzt ist das häßliche Wort ausgeblüht: „Du bist nicht wert, eine Deutsche zu sein.“

Am andern Morgen droht aber doch, die Fassung sie zu verlassen. Weinend hängt sie an seinem Hals. Sanft streicht er ihr über's Haar, um sie zu beruhigen. Da richtet sie sich auf und sagt leise mit bebenden Lippen, doch wunderbar glänzenden Augen: „Klaus, Du ziehst jetzt fort, zu Kampf und Sieg oder Not und Tod. Was Gott mit uns vorhat, wissen wir nicht. Wenn Er Dich aber mir wiedergibt, dann kräft' Dir vielleicht ein winziges, zappelndes Etwas entgegen, Dein Kind, Klaus. Und,“ sie schluckt tapfer, „kommst Du nicht wieder, stirbst Du den Heldentod fürs Vaterland, dann soll es meine heiligste Aufgabe sein, Dein Kind echt deutsch, treu dem Kaiser und Vaterland zu erziehen. Und nun gehe, und Gott schütze Dich, mein lieber, lieber Mann!“ Ungläubig sieht er sie an, da nickt sie mit feuchten Augen: „Ja, Klaus, zum Frühjahre rufen wir Dich, so Gott will, Väterchen!“ Ganz leise und innig sagt sie es „Väterchen!“ In seltener Andacht hält er ihre Hände, küßt er ihren Mund. „Lore, mein Weib, wie danke ich Dir!“ Dann muß er fort, die Pflicht ruft. Noch lange winkt sie ihm nach, bis sie auch nicht mehr einen Schimmer seiner Uniform sehen kann, und wieder geht sie dann an der Pflicht. Tränen rollen über ihr blaßes Gesichtchen, aber nachtdoll, zuverichtlich brausen die Töne empor: „Deutschland, Deutschland über Alles!“



Heilige Opfer.

Eine Kriegsgeschichte von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Frau Lotte Heidrich hatte bereits den Brief, den sie seit einem vollen Jahr ungezählte Male begonnen und vernichtet hatte, fertig. Er war an ihren Jugendfreund, den Rechtsanwalt und Notar Kummert gerichtet und hatte folgenden Wortlaut:

Lieber Hans!

Ich glaube, Du weißt, daß meine Ehe keine glückliche geworden ist, wenn ich auch niemals zu Dir darüber sprach. Meines Mannes Interessen stellten sich allzeit den meinen zu schroff entgegen, als daß ein Ausgleich möglich gewesen wäre. — Ich hoffte aber immer noch. Warum ich jetzt plötzlich weiß, daß wir doch nicht mehr zu einander finden können, will ich Dir sagen. Man sagt, daß uns Kriegsgefahr droht. Ich glaube zwar nicht an die Verwirklichung. Es hat schon zu oft gedroht. Aber . . . immerhin, die vorichtige Frau soll geordnet nach damit rechnen. Mein Mann gehört noch als Hauptmann der Reserve an und würde gleich ins Feld müssen. — Die Fessel würde ihn dort nur drücken, ohne ihm die Süßigkeit eines Trostes — die Freude auf das Heimkommen daneben zu verheizen. . . . Das will ich nicht. Darum übergebe ich Dir, als meinem einzigen Freunde, die Angelegenheit. Ein Scheidungsgrund besteht zur Zeit nicht. Ich werde meinen Mann verlassen, er wird umsonst auf Herstellung der ehelichen Gemeinschaft klagen und dann ist es ja wohl gemacht. . . .

Der Schluß fehlte noch. Sie war in Zweifel wie sie ihn legen sollte, mußte sie doch, daß der, an welchen sie jetzt schrieb, eine tiefe, stille Liebe für sie im Herzen trug. Während sie noch unruhig die Feder auf- und niederhob, kam Babette, die Köchin, herein. Ohne anzuklopfen trat sie über die Schwelle. Ihr sonst so peinlich glatt geschweißtes Haar hing in diesem Augenblick mir in die Stirn herab. Ihre Augen waren verweint.

„Gnädige Frau . . . nun ist's Ernst geworden! — Sie haben schon den Kriegszustand erklärt. — Und der Herr Regierungsrat telephoniert soeben, daß ich den Koffer und das Sattelzeug vom Boden suchen soll. . . .“

Die schöne, elegante Frau zuckte zusammen. Nun es Wahrheit geworden, erschraf sie doch. Sonst hatte sie, im Spiel der Gedanken, diesen Krieg als etwas unerhört Interessantes empfunden. . . . Zum erstenmal wollte ihr jetzt die wahre Erkenntnis von etwas Entsetzlichem und Würgendem kommen. Aber ihr Optimismus, der auch einen Grund zum Mißverstehen bei dem ernst — und ein wenig schwerfällig veranlagten Gatten gegeben hatte, siegte. . . . ein letztes Mal.

„Es wird nur ein Schreckschuß sein, Babette,“ tröstete sie die Aufgeregte. Es war aber doch mehr. . . .

Bereits 24 Stunden später mußte der Regierungsrat Heidrich, daß er in zehn Stunden abreisen müsse, um rechtzeitig der vorhandenen Mobilmachungsorder zu entsprechen.

Das Ehepaar saß sich beim Mittagessen — auch an diesem Tage — gegenüber. Keins sprach ein Wort. In der Tasche der Frau knisterte bei jeder Bewegung der noch unabgesandte Brief an den Jugendfreund. — Sie fühlte, daß sie ihn jetzt auch noch nicht abscheiden könnte und fragte sich dumpf und verwundert, warum das so und nicht anders wäre. . . .

Endlich begann der Mann zu sprechen. Seine Stimme klang gepreßt. Sein Blick hob sich nicht von dem Rand des Tellers empor.

„Lotte . . . ich habe Dir eine Eröffnung zu machen. — Täglich schob ich sie hinaus. . . . täglich quälte ich mich allein damit. Nun aber ist der letzte Termin gekommen. — Daß es mich kurz machen. Deine Vorwürfe verdiene ich. Spare sie also nicht! — Wie Du weißt, haben wir ein großes Haus gemacht. Du verstandest das ausgezeichnet. . . . Alles kostete viel. . . .“ Sie nickte müde. . . .

„Ja. . . Du hast recht. . . ich brauchte zu viel. . . . Meine Toiletten haben wohl — zusammengerechnet — beinahe die Hälfte Deines Einkommens ausgemacht. . . .“ Jetzt kam ein Lachen. Es war ehrlich.

„Die Hälfte? — Wo denkst Du hin, Du großes Kind. Das Ganze.“

„Aber woher. . .“ fragte sie und stockte. — „Dein Vermögen reicht doch nicht weit. . . . Die paar Zinsen. . . .“

Er holte tief Atem, als müsse er sich zudem, was jetzt kam, stärken.

„Meine Bücher brachten mir viel Geld ein, das weißt Du! Aber auch diese Summen hätten noch nicht ausgereicht, um alles zu decken. Ich ipesulierte. — Ein Freund, der Einfluß und Millionen hat, jagte mir auch jetzt einen aus-

gezeichneten Tipp, bei dem ich sicher 100000 Mark oder noch mehr gewonnen hätte, wenn nicht der Krieg gekommen wäre. — So ist es umgekehrt geworden. — Ich habe diese Summe verloren. 20000 Mark verbleiben aber noch.“

. . . Sie saß ganz starr. Ihre Augen waren weit geöffnet. Ihr Mund lag bleich und schmal in dem schönen jungen Gesicht.

„Mehr kann ich Dir also nicht geben, Lotte! — Verzeih mir. . . .“

Sie begriff ihn nicht. . . . stotterte eine Frage heraus, hielt sich am Stuhl fest, um nicht ohnmächtig zu werden.

„Wir geben. . . ja. . . was soll ich denn damit?“

„Dir ein Leben einrichten, wie Du es ertragen kannst. Es wird schwer für Dich werden, denn Du bist verwöhnt und verhätschelt. . . . Deine Schönheit war schuld daran. Du kannst nichts dafür. . . .“

„Und Du,“ fragte sie heiser.

„Ich? . . . kommt es jetzt noch auf mich an, Lotte? — Was bin ich Dir diese letzten Jahre gewesen? — Alles wollte ich Dir sein und Du entglittest mir täglich mehr. Jetzt habe ich nichts von Dir. — Ich weiß meinen Weg. Eine Kugel wird schon für mich gegossen sein und dann kannst Du doch noch auf mich, der ja viel zu einfach und pedantisch für Dich war, stolz sein. . . .“

„Du willst sterben,“ fragte sie wie ein Sauch.

„Ja. . . Lotte. . . das ist mein größter Wunsch. Ich will die Gefahr nicht etwa tollkühn herausfordern. . . aber meine Brust will ich freudig hinhalten. —“

„Und ich. . . .“

„Du hast ja wenigstens ein kleines Kapital, Lotte. Schau in Dich. Vielleicht reicht es doch bei weiser Einrichtung. Die müßt Du eben lernen. Dazu verdienen kannst Du Dir wohl kaum etwas. . . . Das liegt Dir nicht. . . .“ Ihre Stumpfsheit war mit einem Schläge vorbei. . . .

Davon war er, der Arbeitsmensch, der alles Nichtstun so von Grund aus bei Mann und Frau verachtete, überzeugt? — Und dennoch hatte er sie nicht aus seinem Hause geschickt.

Ja. . . warum denn nicht. . . . Und plötzlich fielen ihr hundert Antworten ein, die darauf paßten. Sie wies sie zuerst sämtlich zurück, aber sie kamen wieder, wisperten lauter und zuletzt glaubte sie einer:

. . . „Weil er Dich eben doch noch. . . immer. . . trotz allem — lieb behalten hat. . . .“

Und sie? —

Alles in ihr erhob sich. Alles wehrte sich gegen diese Gewisheit. — Hatte sie nicht tausendmal festgestellt, daß er sie nicht lieben konnte, weil er kopfschüttelnd ihr Treiben, ihren Gang zu Vergnügungen betrachtete. . . .

Und dennoch, es war so. . . . Die bitteren Jahre waren wie ausgelöscht. Sie selbst stand wieder glücklich — lächelnd — erwartungsvoll — hingebend vor ihm — bereit, ihn mit tausend Rosen zu überschütten. . . . Schleier sanken. — Langsam erhob sie sich.

„Du,“ sagte sie leise. . . . „Das war bitter, obwohl Du es ganz zart gesagt hast. Aber es stimmte. . . .“

Er wollte gutmachen.

„Nichts lag mir ferner, als Dich zu kränken, Lotte. . . .“

Sie sah ihn stehend an. Verstand er sie nicht? — Fühlte er nicht, daß sich die alte, stürmische Liebe wieder zu regen begann und bereit stand. . . . für ihn.

Er wich auch jetzt ihrem Blick aus.

„Wir wollen uns nicht weigern machen, Lotte! — Mitleid könnte ich jetzt nämlich am wenigsten beitragen. . . .“

Sie rang verzweifelt die Hände.

Das konnte doch nicht schon der Abschied sein? — Das war doch unmöglich. — Sie zerriß den Brief an den Jugendfreund zu Atomen, warf sich in ihrem Zimmer über dem Teppich auf den Boden und begann zu schluchzen. . . .

Herrgott. . . sie hatte ihn doch über alles lieb. . . .

Er sollte es wissen!

Er wollte es nicht wissen! — Ganz ruhig und eilig ging er an ihr vorbei. — Sie ahnte ja nicht, daß er wie sie, auf den Knien in seinem Zimmer lag und sich nach ihr sehnte.

Er wollte diesmal aber stark bleiben. Nichts von ihr nehmen, was nur diesen heiligen, großen Augenblick entsprang. Ja. . . wenn sie freiwillig gekommen wäre und es ihm gejagt. . . .

Aber sie kam nicht! — Sie stand auch fest. . . .

Und sie gingen still und ruhig auseinander. „Auf Wieder-

sehen!“ sagte nur die Frau.



Oesterreichische Truppen erklimmen einen Dolomitengipfel.

... Nach zehnstündiger Eisenbahnfahrt regte sich in ihm ein wütender Hunger. Er öffnete die Helmschachtel, um die Bäckchen belegter Brote herauszunehmen, welche die Köchin für ihn zurecht gemacht hatte.

Er begriff es anfangs nicht, daß er jetzt essen konnte... mußte er doch, daß seine Frau ihn nicht mehr liebte... Sonst hätte sie bei ihrem impulsiven Temperament es ihm gesagt... sich an seine Brust geworfen. Daß er Tag und Nacht darauf gewartet hatte, gab er jetzt endlich stöhnend vor sich zu... Nur leicht hatte er es ihr nicht machen wollen! Ihren Stolz und Troß kennend, sollte dies Schweigen von seiner Seite der Prüfftein werden, ob noch ein Funken echten Gefühls für ihn lebte. — Es war alles gestorben...

Mechanisch wickelte er die ersten Brötchen aus der Hülle... Da fiel ihm etwas entgegen. Es war ein Brief. Eine helle Röte lief über sein ernstes, strenges Gesicht dahin, als er darauf die Handschrift seiner Frau erkannte...

Was konnte sie ihm auf diesem Wege zu sagen haben? — Er riß den Umschlag auf und begann zu lesen. Viel war es nicht:

Ich habe mich nach dem Geständnis Deiner Vergebung

gesehnt wie eine Verzweifelte. Aber... ich wollte zum erstenmal mir etwas verdienen. Darum kam ich nicht zu Dir. — Nun, wo ich nicht mehr Deine Antwort erhalten kann, sage ich es Dir:

Ich bin erwacht und weiß unerschütterlich, daß ich Dich über alles liebe und daß Du nicht sterben darfst — um meinetwillen.

... Vergib mir alles, was ich fehlte! —

Ich werde arbeiten. Es hat sich ganz schnell gemacht. Ich übernehme die Stelle einer besseren Aufwartung im Elisabeth-Hospital. Später werde ich schon zu Besserm hinaufkrühen. Vorläufig kann ich ja noch nichts. —

Dein Weib.

... Schwerfällig ratterte der überfüllte Zug gen Westen! Hunderte sieberten dem Augenblick entgegen, wo sie für das Vaterland kämpfen durften... Auch der Hauptmann der Reserve Heidrich! — Aber seine heiße Bitte hatte jetzt einen andern Wortlaut. Sie lautete nicht mehr: „Laß mich dabei fallen...“, sondern fest und klar: „Laß mich zu meinem Weib zurückkehren, großer Gott... der Du allmächtig bist...“

Die Perlemaedel.

Erzählung von Kurt Busolt.

(Nachdruck verboten.)

Welch ein verdrießliches Wetter! Unaufhörlich schlugen die Tropfen gegen die Fenster des Strandhotels, und wer sich ins Freie gewagt hatte, der brachte mit seiner klatschnassen Kleidung eine Dunstwolke von Unbehagen ins Haus zurück. Das hielt nun so schon seit drei Tagen an, diese leise, eintönige, melancholische Musik des Regens. Die meisten der ohnehin spärlichen Gäste, die in dem kleinen Ostseebade die Freuden der Nachsaison genießen wollten, hatten bereits die Flucht ergriffen; und nur eine ganz kleine Schar von Optimalisten harrete noch mutig aus, gestützt auf den Erfahrungssatz, daß auch der hartnäckigste Landregen einmal ein Ende nimmt. Vielleicht wirkte aber noch ein anderer Umstand auf ihre Standhaftigkeit bestimmend. Vom Zufall zusammengeführt, hatte man sich — nämlich ein älteres Ehepaar mit ihrer jugendlichen Nichte, ein in den sogenannten besten Jahren befindlicher Junggehilfe und noch ein anderer, wirklich junger Junggehilfe — im Laufe der letzten Woche zu einer jener zwanglosen Saisonkameradschaften gefügt, die oft den angenehmen Teil des Baderlebens ausmachen. Diese fünf Personen fanden sich auch heute, wie jeden Tag, in einer gemüthlichen Ecke des Gesellschaftslocals zusammen, um den Nachmittagskaffee einzunehmen und ihn unter den obwaltenden Umständen glücklich bis zum Abendessen auszudehnen.

Es gab heute ein Ereignis, ja eine förmliche Sensation. Die Sache war folgende: Ein reicher russischer Badegast hatte in den letzten Tagen kurz vor seiner Abreise eine Brieftasche mit ein paar Tausend Mark in deutschen und russischen Banknoten verloren. Ohne die geringste Aufregung hatte er den Verlust angezeigt, und war dann mit der ganzen Nonchalance, die den Bojaren ziert, in seine Heimat abgereist. Heute früh aber hatte ein Mann die Brieftasche im Gebüsch des Strandwäldchens gefunden und sie mit ihrem vollen Inhalt an den Ortsvorsteher abgeliefert. Der Finder war ein blutarmer polnischer Erdarbeiter. Während der Professor gar nichts Aufschlüssiges daran fand, da sich das Moralische doch immer von selbst verstände, schienen die beiden anderen, von der modernen Skepsis bedenklich angegriffenen Herren geneigt, die Tat des Erdarbeiters nicht lediglich dem Konto eines selbstlosen Idealismus zuzuschreiben. „Berücksichtigen Sie nur, Herr Professor“, sagte der ältere von ihnen, ein Bankprokurist, „die besonderen Umstände. Dort der Reiche, der sorglos ein paar Tausender in der Tasche trägt und kaum ernsthafte Schritte zur Wiedererlangung des Verlorenen tut; hier der arme Kerl, für den der Fund einen ungeahnten Schatz bedeutet. Wäre es nicht, wenn auch nicht von Rechts wegen, so doch menschlich entschuldbar — ja, ich glaube, viele würden sagen, ganz natürlich, daß er sich sein Glück zunutze macht?“ „Ach, bloß nichts finden!“ rief Fräulein Melanie aus. „Ich entsinne mich, daß ich einmal in einem Straßenwinkel ein Portemonnaie liegen sah. Ich hob es auf und fühlte, daß es ganz voll war — und da überließ es mich auf einmal, ich weiß nicht wie, und ich bekam einen Schreck und warf das Portemonnaie wieder hin und ging weiter, ohne mich umzusehen. Furchtbar dumm, nicht wahr?“

Der Professor lächelte. „Sehr angemessen war Dein Verhalten gerade nicht, aber doch ein Zeichen Deiner Ehrlichkeit. Du wollest instinktiv die Versuchung von Dir fernhalten.“

Der Procurist verzog zweifelnd das Gesicht: „Na, ich weiß nicht, Herr Professor... Sollte da wirklich die Tugend der Ehrlichkeit allein ausschlaggebend sein? Sehen Sie, ungefähr ein ähnliches Empfinden, wie das, von dem Ihr Fräulein Nichte erzählt, wird auch den Erdarbeiter gepakt haben. Er geriet in Verführung, ein ganz natürlicher Vorgang, und gleich im ersten Gefühl dieser Verlegenheit vor dem Ueberraschenden ließ er aufs Amt. Vielleicht bereut er es jetzt. Hätte er nur einige Minuten lang gezögert, sich an den Anblick des Schatzes gewöhnt und die Sache kühl überdacht, dann wäre er wahrscheinlich nicht mehr aufs Amt gelaufen.“

Der Professor schüttelte den Kopf, schien aber nicht geneigt, sich in spitzfindige Erörterungen einzulassen und wandte sich dem jüngeren Herrn zu. „Nun, Herr Doktor, Sie sagen ja gar nichts?“

„Ich mußte gerade an eine Anekdote des älteren Dumas denken“, erwiderte der Angeredete. „Der befand sich auch einmal in einer Gesellschaft, die das Thema behandelte: Was würden Sie tun, wenn Sie eine Brieftasche mit tausend Franks Inhalt fänden? Die einen gaben diese, die anderen jene Antwort. Als die Reihe an Dumas kam, sagte er: Ich würde dem Verlierer 20 Franks Belohnung senden.“ — Alle lachten.

Der Professor sagte: „Das ist doch nur ein geistreicher Scherz, würdig des berühmten Witzkopfes. Und wie denken Sie persönlich darüber, Herr Doktor?“

Der junge Mineraloge zuckte die Achseln und blies nachdenklich den Rauch der Zigarre in die Luft. „Anstatt meine Meinung, über die ich mir wirklich nicht recht im Klaren bin, in einen Satz zu fassen, möchte ich den Herrschaften, wenn es Ihnen recht ist, eine kleine Geschichte erzählen, ein eigenes Erlebnis.“ Den Herrschaften war es recht, sie baten dringend darum. Der Doktor erzählte also: „Es ist eine Geschichte ohne eigentliche Pointe und furchtbar einfach, wie die meisten Geschichten, die den Vorzug der Wahrheit haben. Aber urteilen Sie selbst. Es war vor zwei Jahren auf meiner Studienreise durch die amerikanischen Minenbezirke, von der ich Ihnen schon manches erzählt habe. Ich befand mich in Südamerika, in Oaxaca, als ich plötzlich den Auftrag erhielt, sofort nach San Francisco zu reisen und mich dort einer Mineralogengesellschaft anzuschließen, die eine wissenschaftliche Exkursion nach den Sandwichinseln vorhatte. Da die Abfahrt des Dampfers schon in acht Tagen erfolgen sollte, galt kein Zögern. Die Entfernung von Oaxaca bis San Francisco beträgt etwa 5000 Kilometer, und ich legte diese Strecke in fast ununterbrochener Fahrt in sechs Tagen zurück. Es gibt keine trostlosere Eisenbahnfahrt auf der Welt, als die aus dem Innern Mexikos nach Kalifornien. — Unter Konduktur war eine jener sympathischen Erscheinungen, wie man sie drüben häufig antrifft; höflich und dienstfertig, ohne im geringsten domestischenhaft zu sein. Sein Gesicht war ebenso zeitlos wie bartlos, ge-

nau so gut das eines dreißigjährigen wie das eines fünfundvierzigjährigen Mannes. Es war am Vormittag des letzten Tages, abends sollten wir in San Franzisko ankommen. Als ich in dem nur halbgefüllten Durchgangswagen teilnahmslos auf meinem Polster saß, ohne irgend welches Interesse für die landschaftlichen Reize draußen, blieb mein Blick plötzlich an einem glänzenden Dinge haften, das vor mir zwischen den Säden des Teppichs steckte. Es dauerte lange, bis ich meine Faulheit überwand und es aufhob; in diesem Augenblick aber wich die Apathie dem Gefühle größter Ueberraschung. Ich hielt eine wundervolle Perlenadel in der Hand. Die Perle hatte die Form eines regelmäßigen Ovals, ungefähr von der Länge eines Daumennagels und war auf einer goldenen Nadel à jour gefaßt. Also offenbar eine Krabattennadel, eines Nabobs würdig.

Wir ging's wie ein Kuck durch die Glieder. Zwar warf ich die Perle nicht fort, wie das gnädige Fräulein es mit dem Portemonnaie getan hat, aber es war mir, als ob die Nadel in meiner Hand brannte. Ich stand auf, um sie dem Kondukteur zu geben. Der Kondukteur war nicht da, er befand sich im Gepäckwagen. Als er nach einer halben Stunde wiederkam, stand ich nicht mehr auf und ließ von meinem Funde nichts verlaufen. Ich war nicht mehr gewillt, dem ersten Impulse ohne weiteres nachzugeben. Was ich in dieser halben Stunde und in den späteren Stunden innerlich durchmachte, das vermag ich nicht lebhaft genug in Worte zu fassen. Zwei Stimmen tritten in meiner Brust, und eine suchte immer die andere zu überschreien. Aber ich lieferte die Nadel nicht ab. Ich versteckte sie zwischen den Polstern und dachte nach. Wem mochte die Nadel wohl gehören? Einem armen Manne sicherlich nicht. Sie war ein kleines Vermögen wert. Wer sich solche Nadeln

vorstecken kann, der kann auch den Verlust verjähren. Der Vorbehung gefällt es, manchmal traffe Gegenjäger auf die einfachste Weise auszugleichen; sie läßt den Reichen etwas verlieren und macht damit dem Armeren eine drohe Freude.

Ich ging in den allgemeinen Raum zurück, und sah mit Unruhe dem Ziel entgegen. Wir waren noch eine halbe Stunde von San Franzisko entfernt. Die Passagiere packten ihre Koffer, die schwarzen Wärter staubten ihre Kleider ab. Auch ich legte meine Sachen zurecht, aber ganz mechanisch, denn ich mußte fortwährend an die Perle denken. Auf einmal sehe ich, wie der sympathische Kondukteur im Wagen hin und her geht, bald unter den, bald unter jenen Sessel blickt. Kein Zweifel, er sucht etwas. Wäre es möglich? Wir stoßt der Atem. Aber das ist doch unmöglich! Wie kommt ein Kondukteur zu solcher Perlenadel! Er sucht immer weiter, und meine brennenden Augen verfolgen jede seiner Bewegungen. Da geht es mir wieder wie ein Kuck durch den ganzen Körper. Mag es sich mit der Perle verhalten, wie es will — wenn sie sein Eigentum ist, dann soll er sie sofort haben. Ich stecke die Nadel in die Tasche und gehe auf ihn zu. „Sie suchen etwas?“ „In der Tat,“ sagt er, „meine Krabattennadel.“

„Diese kostbare Perle ist ihr Eigentum? Ich freue mich, sie gefunden zu haben.“ Und damit überreichte ich ihm die Nadel, und mir ist, als ob mir ein Mühlstein vom Herzen fällt. „O, nicht sehr kostbar,“ jagt er lächelnd, „Vielen Dank. Eine kleine Imitation. Aber ein liebes Andenken.“

Eine kleine Imitation! Und deswegen einen ganzen Tag lang solche Dualen! Aber gleichviel, ich war froh, von Herzen froh, und wer weiß, ob ich mit der Perlenadel in der Hand so heiter gewesen wäre, wie ich es ohne die Nadel an jenem Abend in San Franzisko war.

Lustige Ecke.

Aus der Schule.

Lehrer: „Man erzählt sich, Sarpagos, als er den Cyrus zur Empörung gegen seinen Großvater Astyages aufforderte, ihm den Brief in einem Hagen zuzufächeln. Warum tat er dies wohl?“
Schüler: „Weil es damals keine Briefuberts gab!“

*

Schnell fertig.

A.: „Denkst Du noch manchmal an unsere Studentenjahre, altes Haus? Was für entsetzliche Dummheiten haben wir da gemacht!“

B.: „Ich möchte Dich wirklich erjuchen, in der Einzahl zu sprechen!“

A.: „Gut. — Also! Was für entsetzliche Dummheiten hast Du begangen!“

*

Höchste Leistung.

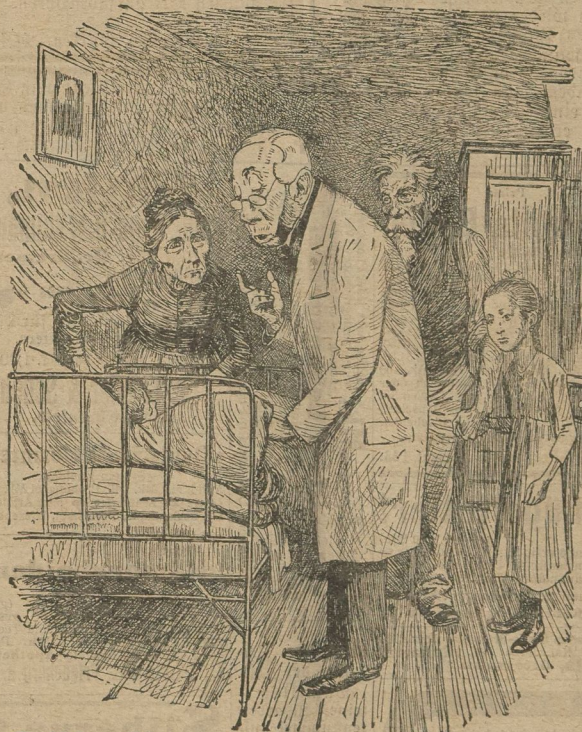
Er- u. Assi st.: „Die heutigen Sängler haben keine Kraft mehr, ich versichere Euch, Kinder, ich habe mal in Wien den „Sarastro“ gespielt, daß ein Herr im Parterre taub geworden ist und — er hat es nicht bereut!“

*

Einfachste Lösung.

Prinzipal: „Es ist fatal, daß Sie mit Ihrer Offerte so spät kommen! Nun habe ich bereits einer Dame den Posten versprochen! — Was wollen wir nun tun?“

Buchhalter: „Sehr einfach! Ich heirate die Dame, und Sie engagieren mich!“



Falsche Diagnose.

Arzt: „Der Junge hat irgend was gegessen, was er nicht sollte, nicht wahr?“ — Mutter: „Ja, Herr Doktor!“ — Arzt: „Und dann tat ihm der Kopf weh, nicht wahr?“ — Mutter: „Ja, Herr Doktor!“ — Arzt: „Weil er sich den Magen verdoeben hatte, nicht wahr?“ — Patient: „Ne, Herr Doktor, sondern weil mich Vater eene runter jebauen hatte!“

Falsche Auffassung.

„Nein,“ sagte die junge Frau Kättin in ihrer neuen Wohnung der Kassierin gegenüber argertlich, „da kann man ja nicht ans Fenster treten, ohne daß da drüben gleich ein Duzend Köpfe herausfahren!“
Stubenmädchen: „Ach, da sollten gnädige Frau erst mal sehen, wenn ich komme!“

*

Erster Gedanke.

„Was dachtest Du Dir nun, Lissy, als der fremde Herr Dich aus dem Wasser zog, und wie Du ihm nun gegenüberstandest?“

„Ich war wütend!“

„Wie?“

„Daß mich gerade solch ein häßlicher Mensch retten mußte!“

*

Soldatliche Präzision.

Hauptmann (einen Umlauber andonnernd, der wegen Zugverspätung nicht rechtzeitig erscheint): „Drei Tage ins Loch! — Zugverspätung gibts überhaupt nicht und selbst, wenn der Zug entgleist, dann — dann fährt man eben nicht mit dem Zug!“

*

Auf dem Jahrmarkt.

Verkäufer: „Die Uhr kostet aber zehn Mark; Sie haben mir nur fünf gegeben!“
Käufer: „Die ist ja für mein Bubens hier. Es steht doch überall angeschrieben: Kinder und Soldaten zahlen die Hälfte.“

Geschäftliches.

Wie kann man die Reifezeit der Johannisbeeren hinauschieben.

Nicht selten kommt der Obstzüchter in die üble Lage, wenn seine Johannisbeersträucher so schwer mit Früchten behangen sind, daß sie fast brechen, seinen Erntelegen halb verkleidern zu müssen, denn überreif dürfen die Johannisbeeren nicht werden, weil sie dann den Transport nicht aushalten. Auch der Herrschaftsgärtner und der Gartenfreund weiß in solchen Fällen oft nicht, wohin mit all dem Obstlegen, da gerade in dieser Zeit auch Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren und all die anderen Obstsorten ihre Früchte in reichster Fülle darbieten. Oft fehlt es dann an Arbeitskräften, die Beeren zu pflücken, und diese haben einen so niedrigen Marktpreis, daß sich der Arbeitslohn nicht bezahlt macht und man die Beeren lieber am Strauche hängen läßt.

Nun gibt es aber ein ganz einfaches Mittel, die Reifezeit seiner Johannisbeeren beliebig zu verlängern und sie am Strauch bis tief in den Herbst hinein frisch und bollig zu erhalten. Im Juni, wenn die Beeren am Strauche vollständig ausgewachsen sind und sie an der dem Licht zugekehrten Seite sich leicht zu röten beginnen, bindet man die Sträucher einfach mit einem Strick aus Kokosfasern zusammen, so fest aber, als man derlei Sträucher zusammenbindet, wenn sie einem beim Graben und Pflanzen wegen ihrer Sperrigkeit hindern. Dieses Zusammenbinden schadet den Sträuchern durchaus nicht, hindert sie auch nicht in ihrer Entwicklung, verlangsamt aber das Reifen der Beeren im Strauchinnern ganz bedeutend. Man hat es auf diese Weise in der Hand, das Reifen der Johannisbeeren dadurch zu regeln, daß man nach und nach die Stricke von den einzelnen Sträuchern löst.

Wie oft kommt es vor, daß der Gartenbesitzer im Sommer bereift und die schöne Beerenzeit vorübergeht, ohne daß man von seinen Früchten auch nur eine einzige frisch genießen konnte. Hat man aber auf die angegebene Weise vorgesorgt, so kann man noch im September, ja im Oktober frische Johannisbeeren ernten. Für den Obstzüchter ist dies Verfahren besonders von Vorteil, denn die Beeren haben zur Zeit der „Hochstuf“ keinen Preis, später hingegen werden sie wieder stark begehrt und gut bezahlt. Auch stehen dann wieder Arbeitskräfte zum Plücken genug zur Verfügung; das Zusammenbinden macht sich also gut bezahlt. — Will man seine Sträucher aus irgend welchem Grunde nicht zusammenbinden, so hülle man sie leicht in Stroh oder Schilfrohr ein, indem man solches um den Strauch herumstellt und leicht mit einem Band umgibt. Auch so reifen die Beeren langsam und ermöglichen noch bis spät in den Herbst hinein eine Ernte.

Ueber das Einmachen von Früchten.

Nicht allen Hausfrauen steht der — übrigens sehr zu empfehlende — Beckapparat zur Verfügung und doch soll die Vorratskammer reiche Schätze bergen, die sie sich besonders aus dem ländlichen Garten so billig und frisch herstellen kann. Da ist anzuraten, daß die Methode unserer Großmütter wiederum ins Gedächtnis zurückkehrt. Die Früchte waren herrlich und kaum von den frischgepflückten zu unterscheiden. Dazu kommt, daß kein Zuder nötig ist. Verdirbt also wirklich eine Flasche, so ist der Schaden nicht so groß. — Es sind also sauber gewaschene, völlig ausgetrocknete, d. h. ausgelaufene, weithalsige Flaschen zu wählen, die vor dem Gebrauch sauber mit den bekannnten Säden zu schwefeln sind. Dann werden die ungewaschenen Beeren hineingetan und zwar möglichst fest. Um dies zu bewerkstelligen, setzt man die nur scheinbar gefüllte Flasche auf das Knie und stößt kräftig und anhaltend so lange herunter, bis sich der Inhalt etwa zur Hälfte verringert hat. Dann fährt man mit dem Füllen und Stoßen fort, bis die Flasche in der Tat bis zur Hälfte des Halses gefüllt ist. Auf diese Weise einzumachen empfiehlt es sich: Blaubeeren, entleerte Kirschen, entleerte Pflaumen, Stachelbeeren, die natürlich von Stiel und Köpfchen zu befreien und zuvor sauber zwischen zwei Tüchern abzureiben sind. Außer diesen Beerenfrüchten (Erdbeeren sind nicht zu nehmen, da sie grau und unansehnlich werden) sind noch sehr kleine Erbsen (Schotenkerne) und junge Bohnen, die man am besten schneidet, sowie junge Karotten zu nehmen. Bei diesen drei letztgenannten empfiehlt es sich, sie leicht zu salzen und erst am folgenden Tage in die Flaschen zu füllen. Von Pilzen ist abzuraten. Sie erhalten — erfahrungsgemäß — leicht ein lederartiges Aussehen und werden beim Schmoren nicht weich. — Hat man so seinen Bedarf unter Dach und Fach gebracht, nehme man sorgsam zuvor gebräute Korben, stecke sie fest herein, überbinde sie kreuzweise und stelle nun alle Flaschen in einen großen Kessel, der, zur Hälfte mit kaltem Wasser gefüllt, soviel Heu enthält, daß jede einzelne Flasche, ohne sich zu berühren, darin feststeht. Die Flaschen müssen ungefähr eine Stunde kochen (Beeren nur 30 Minuten) und dann völlig in diesem Wasser erkalten. Dann erst werden die Korben fest eingetrieben und die Flaschen gelackt. Sie sind stehend am kühlen dunklen Ort aufzubewahren.

Bei Gurken, Melonen und Kürbissen

werden die Ranken gleichmäßig verteilt. Rechts und links von den Gurkenreihen steckt man Holzreißig fast horizontal, nur mit einer leichten Neigung nach hinten. Die Gurkenranken klammern sich daran und ihre Früchte sind der Fäulnis nicht so sehr ausgesetzt, verteilen sich auch besser und tragen reichlicher.

Sommersprossen

entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen garantiert. Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! rko. M. 2.70 (Nachn. 2.95). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Drucksch. besitzt hierfür nur d. Apotheke z. eisernen Mann, Strassburg 28 Els.

Elegante wenig getragene Herren-Anzüge von M. 10 bis 40 Ulster etc. v. M. 7 bis 35 J. Kalter München, Tal 19. Verlangen Sie kostenlos Katalog Nr. II.

Seife Schnellwaschseife Ctr. Mk. 66,— 1/4 Ctr. Mk. 17,75 Bln. freil. ab Lager Nachn. P. Holter, Breslau St 165.

Zuckerkrankhe

erhalten Gratis-Broschüre über diätetische Kur durch W. Richardt, Cöln, Georgsplatz 2b.

Fussbodenöl —Ersatz, staubbindend, behördl. genehmigt (kein minderwertiges) M. 28.— p. 100 kg. inkl. Faß. Walther Strömer, Cöln am Rhein Fabrik wasserlöslicher Öle Telephone A. 1717 u. A. 1518. Schließfach 167.

Prima Qualitäts-Betten

keine Reklamschellen, sondern erprobte, bestbewährte Qualitäten, was auch die vielen Dankschreiben beweisen. Hochrein rot, dicht Daunenkörper, große 1 1/2 schlaf. Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 20 Pfd. zartweiche Federn und Halbdaunen, das Gebett Mk. 44,50, dasselbe Bett mit Daunendecke Mk. 49,50. Feinst. herrschaftl. Daunennett Mk. 54,50. Zweischlaf. kostet jedes Bett Mk. 6,50 mehr. Nichtgefallend, Umtausch oder Geld zurück. — Katalog frei. Lassen Sie sich nicht durch billige Preise täuschen, nicht der Preis — die Qualität entscheidet. Altbewährtes Betten-Versandhaus. A. & M. Frankrone, Kassel 123.

Geflügelfutter!

100 Pfd. 50 Pfd. Gebrauchsfertig M. 24,50 M. 13,50 Schweinemastmehl I M. 23,50 M. 12,00 do. s. Ausmästen II M. 32,00 M. 16,50 ab hier unt. Nachn., solange noch Vorrat. C. Fr. Köbele, Langenargen a. B. 10.

Prima Qualität. Keine Reklamschellen, sondern erprobte, bestbewährte Qualitäten, was auch die vielen Dankschreiben beweisen. Hochrein rot, dicht Daunenkörper, große 1 1/2 schlaf. Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 20 Pfd. zartweiche Federn und Halbdaunen, das Gebett Mk. 44,50, dasselbe Bett mit Daunendecke Mk. 49,50. Feinst. herrschaftl. Daunennett Mk. 54,50. Zweischlaf. kostet jedes Bett Mk. 6,50 mehr. Nichtgefallend, Umtausch oder Geld zurück. — Katalog frei. Lassen Sie sich nicht durch billige Preise täuschen, nicht der Preis — die Qualität entscheidet. Altbewährtes Betten-Versandhaus. A. & M. Frankrone, Kassel 123.

Spezialität: **Brustbild Lebensgröße.** Ausfertigung nach jeder Photographie eines Brustbildes in lebensgroßem Maßstab. Nachnahme oder vorheriger Einsendung von Mk. 2,50 incl. Porto und Verpackung. Adressat: Elisabeth Uar, Berlin-Friedenau, Fregestraße 18.

Auch ein Zeichen der Zeit. Bummeler (einen Zigarettenstummel aufhebend): „Nee, son kurzer Stummel. Da sieht man doch, daß die Zeiten immer schlechter werden.“

Ratten, Feld-, Haus- u. Wühlmäuse

vertilgt sicher Dr. Cremer's Bazillenbutter „Total“ — Preis per Tube Mk. 1,00. — Dr. Cremer & Schob Cöln-Ohrenfeld.

Deutscher Reformtee: (System Kneipp) à Pfd. nur Mk. 2,40, Probepaket Mk. 1,20, sowie + Kräuterte + aller Art liefert Gg. Beckenhaus, Darmstadt, Wiesenstr. 9.

Gegen Hämorrhoiden ist das Beste Aphanonan (ges. gesch.) Zäpfchen, Salbe, Pulver und Tee. Alle 4 Mittel zusam. 10.— Mk. Porto extra. Gegen Nachnahme. Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. Qu.

Uhren und Goldwaren, Photo-Artikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Kriegsschmuck. Kataloge gratis und franko liefern Jonass & Co., Berlin A. 390 Belle-Alliancestraße 710.

Laubsägerei Kerbschnitt u. Holzbrand Werkzeuge Holz, Vorlagen etc. t. groß. Musin. bill. Katalog grat. J. Brendel, Mutterstadt 2 Platz

Gallenstein-Leidende fordern kostenlos Prospekt u. Referenzen über operations- u. schmerzlose Entfernung. Bern. Fröhling, Cöln, Römerturm 9.

Silberne Gedenktaler in künstlerischer Ausführung mit Porträts aller unserer Heerführer!! Stück Mk. 5.— L. CHR. LAUER, Münzprägestalt Nürnberg 91 Kleinweidenmühle Berlin SW Rittersstraße 50

Nebrer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. A.

Fr. 51.

Nebra, Sonnabend, 24. Juni 1916.

29. Jahrgang.

Die Schlacht im Osten.

Zum ersten Male sind jetzt wieder in unserm Generalstabesbericht alle vier Heeresgruppen erwähnt worden. Die Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg hatte einige erfolgreiche Vorstöße mehrerer Abteilungen südlich von Smolensk und bei Tarnopol zu verzeichnen, die mehr als 100 Mann an Gefangenen einbrachten. Im allgemeinen waren hier aber ebensoviele bedeutendere Vorgänge wie bei der Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg. Die Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg hatte, seit der Schlacht von Tarnopol, die russischen Truppen in der Gegend von Smolensk zurückgeworfen. Die Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg hatte, seit der Schlacht von Tarnopol, die russischen Truppen in der Gegend von Smolensk zurückgeworfen.

Von größerer Bedeutung ist die Weiterentwicklung der Kämpfe bei der Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg. In den letzten Tagen ansehnliche Erfolge aufzuweisen hatte. Seit der Schlacht von Tarnopol, die russischen Truppen in der Gegend von Smolensk zurückgeworfen. Die Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg hatte, seit der Schlacht von Tarnopol, die russischen Truppen in der Gegend von Smolensk zurückgeworfen.

Während die manövrierfähigen Angriffe des Feindes bei und westlich von Koffi ohne jeden Erfolg geblieben waren, konnten die Russen hier unter allen Umständen schon seit Tagen einen Vorteil zu erringen gebracht sind, haben die Truppen der Heeresgruppe von Hindenburg südwestlich von Koffi in den bestmöglichen Raum zwischen Koffi und der Tarna wieder einen großen Erfolg zu verzeichnen. Es gelang ihnen, den Feind bei und westlich von Koffi ausserhalb der Reichweite der russischen Artillerie zurückzuwerfen. Die Heeresgruppe des Generalleutnants von Hindenburg hatte, seit der Schlacht von Tarnopol, die russischen Truppen in der Gegend von Smolensk zurückgeworfen.

Die Lage im Osten beginnt immer klarer und günstiger zu werden. Die Klärung von Gornowitsch bleibt auch weiterhin ohne sichtbaren Einfluss. Wenn es den Russen auch hier noch möglich ist, hier und da neue Meilen vorzuschieben, so wird doch dadurch die russische endgültige Abwehrlinie niemals geschwächt werden können. Die ungesicherten Bereiche des russischen Heeres haben auch ihren Teil dazu beigetragen, daß die russischen Kräfte trotz ihrer anfänglichen Erfolge von Tag zu Tag geringer werden.

Der „Siege“ der Russen ist mit ungesicherten und beschleunigten Erfolgen erfüllt worden, das man sich im Westen fragen kann, ob nicht ein viel größerer Gewinn als bei den Russen tatsächlich erzielt haben, einen derartigen Vorteil lohnte. Jetzt wird aus russischen Blättern immer klarer offenbar, daß der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes von dem „auch bei diesem Feinde einige bedeutende nachrückenden Verbände des „Brennendmaterials“ die „Brennendmaterial“ richtig hergestellt hat. Wenn die Anzahl der Verwundeten kann man daraus bezuschließen, daß in Gornowitsch mit größter Beschleunigung alle Stellen in den Spätklassen freigegeben und neue 50 000 auf Verordnung des Gouverneurs geschossen worden sind. Ein Petersburger Blatt berichtet, daß in Petersburg täglich seit Anfang Juni 50 Verwundeten ankommen. Jeder russische Lazarettort hat 250-300 Betten aufzuweisen, so daß die Anzahl der in Petersburg eintrifft täglich eingehenden Verwundeten rund 15 000 beträgt.

beträgt. Die große Zahl der in den näher gelegenen Lazarettorten untergebrachten Verwundeten kommt dabei gar nicht in Betrachtung. Der verhältnismäßig geringe Naungetrieb allein ist aber keine Entschädigung für die ungeheure Schwandung, welche diese „beschleunigten Opfer“ dem russischen Heere gebracht haben. Auch die Anerkennung der Verbandspreise dürfte den russischen Heerführern nur ein sehr schwacher Ersatz für die festgelegten Ziele sein. Andererseits aber sind die gesagten Verluste — das haben wir in den Skarpaten erlebt — die einzige Möglichkeit, die ungeheure Überzahl des russischen Heeres auszunutzen und die Grundlage künftiger russischer Niederlagen.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die englischen Kriegsschiffe nach der Zee-schlacht.
Von zuständiger Stelle wird darauf aufmerksam gemacht, daß von sechshundert Anlässen aus immer wieder die Nachricht verbreitet wird, nach der Zee-schlacht vor dem Skagerrak seien die deutschen Kriegsschiffe, insbesondere die U-Boote, gepehrt worden. Diese Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen und soll neben anderen Verleumdungen, die deutschen Flotte Verluste anzudichten, die nie stattgefunden haben. Dagegen haben die Engländer Jarmouth seit dem 1. Juni für die zentrale Schiffsahrt gesperrt, die inneren Kriegsschiffe des Ozeans von New Castle am 1. Juni von allen Handelschiffen getrennt und den Hafen von Hull völlig, auch für englische Schiffe, gesperrt, da dort mit allen Mitteln an der Reparatur von englischen Kriegsschiffen gearbeitet wird.

Englische Truppen in Archangelsk.
Nach einer Neuermeldung ist eine selbständige, vollständig ausgerüstete englische Truppenabteilung in Archangelsk angekommen. Daily Graphic bemerkt dazu, dies sei ein neuer Beweis für das enge Zusammengehen der Verbündeten, und Deutschland werde auf diese Weise daran erinnert, daß England trotz der Behauptung Deutschlands mit seinem Zee-siege nach wie vor die Meere beherrsche. — Das englische Amt vergisst nur, daß in Deutschland diese seitdem bekannten Theaternachrichten keinen Eindruck machen.

Man fürchtet einen Scheinverfolg.

Die ersten Siegesnachrichten von der galizischen Front machten (nach schwedischen Berichten) in Russland wenig Eindruck. Besonders in Petersburg und Moskau verhielt sich das Publikum ruhig. Allgemein herrschte die Ansicht vor, daß die Offensive mit allen nur möglichen Mitteln unternommen wurde und nur einen kurzen Scheinverfolg vorantreiben würde. Die Gefangenennachrichten begannen überall zu klingen. Den Russen, die immer zu einer hart zurechtlegenden Beurteilung neigen, fehlte es nach allen festgelegten Hoffnungen an der Spannung, mit der Erfolge für möglich zu halten. Die täglichen Siegesnachrichten änderten die Lage nicht.



die Auflösung des Parlaments, Neuwahlen, endgültige Beseitigung der Minister Gunaris und Stuludis und die Ablehnung aller griechischen Vorschläge zur Ermöglichung einer Kontrolle sowie das Recht zur Klärung der Postgeschichte und die Belegung der Stellen zu französischen Zwecken. — Der griechische Gesandte in Bern hat eine Note an die neutralen Mächte geschickt, in der er sich bittet, den Protest Griechenlands gegen die Vergeuung durch die Verbandsmächte zu unterstützen.

Oberleutnant Immelmann.

Die Nachricht, daß Oberleutnant Immelmann an der Westfront bei einem Flug gestürzt ist und den Tod gefunden hat, wird in ganz Deutschland tiefe Trauer und lebhafteste Anteilnahme erwecken. Mit ihm stirbt ein einer der tüchtigsten Piloten vom unsterblichen Geschick



dahingeraht, der auf zahlreiche Erfolge zurückblicken konnte und dem Gegner im Luftkampf schweren Schaden zugefügt hatte. Er gehörte mit dem Hauptmann Biele zu den erfolgreichsten Piloten des deutschen Heeres und hatte sein großes Können, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit in zahlreichen glänzend durchgeführten Luftkämpfen bewiesen. Fünfzehn feindliche Flugzeuge hatte er vernichtet und war vier Schreden seiner Feinde geworden. Als „Oberhäuptling“ und „Vater von Lille“ wurde er in den französischen und englischen Zeitungen besprochen. Weder die feindlichen der Flugzeuge noch die Taten der Luft und der Maschine schienen ihm etwas anhaben zu können, alle Schwierigkeiten hatte er immer überwinden und war stets als Sieger hervorgegangen. Man ist auch er ein Opfer des Krieges geworden und ganz Deutschland hat den Hinschied dieses bewährten Fliegeroffiziers auf das tiefste beklamt.

Immelmann war in Dresden, als Sohn eines Fabrikbesizers im Jahre 1890 geboren, studierte an der dortigen Technischen Hochschule bis zum Kriegsausbruch Maschinenbau und meldete sich sofort zu einem Fliegerausgang. Bald aber ließ er sich zur Fliegertruppe befehlen, wo er in rascher Folge das Ehrenkreuz 2. und 1. Klasse, eine ganze Reihe weiterer Auszeichnungen und schließlich den Orden Pour le mérite erwarb. Vom Zeitpunkt der Meeres bei einer Selbsttötung wurde er im April dieses Jahres zum Oberleutnant befördert und in den aktiven Dienst der Fliegertruppe übernommen.

Politische Rundschau.

Deutschland.
Der Präsident des Kriegsernährungsamts v. Batocki unternahm eine Reise durch rheinisch-westfälische Industriegebiete. Auf der von der „Güterverkehrsreihe“-Oberhaupten neu angelegten Zeche „Gebrüder Jacobi“ zu Ostfeld wurde ein Arbeitseinsatz empfangen, dem Herr v. Batocki zusah, daß er mit allen Kräften dafür sorgen werde, daß die schwer arbeitende Industriebevölkerung bei der Lebensmittelverteilung be-

sonders berücksichtigt werden soll. Er werde die Zuteilung von Hülsenfrüchten und Fett anordnen und hoffe mit der Zeit auch sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung Herr zu werden. Vorläufig befinden diese Schwierigkeiten noch in erhöhtem Maße, da auch Holland die Grenzen geschlossen habe. Er bitte, sich im Gedacht zu fassen.

England.

Das englische Kabinett sieht vor einer ersten Krise, da sich keine Mehrheit über die Politik gegenüber Irland nicht einig sind. Die Vorschläge, die Lloyd George zur Lösung der irischen Frage gemacht hat, bewegen sich in der Richtung einer Selbstverwaltung für Irland, aus der aber keine Grundsätze der irischen Union, die übernehmend protestantisch-anglicanische Bevölkerung haben, ausgenommen bleiben sollten. Das ist genau der Versuch, der unmittelbar vor dem Krieg auf der Londoner Konferenz am 24. Juli 1914 gescheitert ist. — Die Stimmung in Irland ist jetzt revolutionärer als vor dem Ausbruch. In Dublin ist es wiederholt zu Straßenkämpfen gekommen. Obwohl auch jetzt wieder die Regierung erklärt, sie werde den irischen Land nicht anerkennen, ist das englische Volk wenig zuverlässig. Zu den Sorgen über den Verlauf des Krieges gesellt sich die Furcht vor der Entladung der Dinge in Irland. England steht ansehend vor der Ernte der blutigen Saat, die es auf irischem Boden seit Jahrzehnten ansäht.

Schweden.

Im „Richter Tagesanzeiger“ wird darauf aufmerksam gemacht, daß schwedische Firmen, die deutschen Gütern beziehen, trotz der ausdrücklich von ihnen übernommenen Verpflichtung, weder das Rohmaterial noch aus ihm hergestellte Fabrikate aus das feindliche Ausland zu liefern, deutsche Gütern zugekauft und Maschinen zur Geldbeschaffung an den Feindverband weitergeben. Ein solches Verhalten müsse zu Gegenmaßnahmen des Deutschen Reiches führen, so daß die Schwedische Industrie in Frage gestellt werden könnte. Deutschland müsse die Güternachfrage nach der Schwedischen Regierung, weil es nicht zugehen will, wie seine Schwäne mit Geschloßen gelöst werden, die aus deutschem Material hergestellt sind. Es sei keine Zeit zu verlieren, um die drohende Gefahr abzuwenden.

Holland.

Der Haager Abkommensrat zufolge wird der holländische Kriegsminister am 1. August die Tageskassette 1907 der Artikel und Konventionen auf unbestimmte Zeit auszuheben falls die Weltung nicht befristet, was sie das Angelegen der Abklärung Hollands.

Dänemark.

Auf der Suche nach Geld sucht jetzt die französische Regierung auch die nordischen Länder heim, und ihre Vertreter sind in Kopenhagen gelandet. Man spricht von einer 10% igen Veranlagung einer Anleihe von mehreren Millionen, an der sich private Banken beteiligen sollen. Man sieht von einer öffentlichen Zeichnung ab, da das beim letzten Mal dieses Verfahren als wenig erfolgreich erwiesen hat.

Amerika.

Der Streit zwischen den Ver. Staaten und Mexiko hat sich jetzt bereit zugegeben, daß man allgemein mit der Möglichkeit eines Krieges rechnet. Nachdem die mexicanische Regierung an die Ver. Staaten die Aufforderung gerichtet hatte, die amerikanischen Truppen zurückzuziehen, haben die mexicanischen Truppen die Amerikaner umzingelt. Man fürchtet, daß 15 000 Mann verloren sind. Amerikanische Offiziere sind der Ansicht, daß zur Pazifizierung eine halbe Million Mann nötig sind, und zwar für den Zeitraum von drei Jahren. Die Regierung in den Ver. Staaten ist eine öffentliche Forderung, daß Mexiko weiß, daß die amerikanische Antimontone an Mexiko weiß, daß die Forderungen nicht zurück und selbst den ungeliebten Ton und die Heftigkeit der mexicanischen Mitteilung.

Japan.

Die Leiter der drei großen politischen Parteien von Japan haben in einer gemeinschaftlichen Konferenz die Hauptlinien der japanischen Politik festgelegt, nämlich die Annäherung an China, Ausdehnung der japanischen Interessen nach Ost und West, die Vereinigung von Meer und Flotte. Die Parteien haben sich zu einem Bode vereinigt, um die Durchführung des Programms durchzusetzen.

Australien.

Die Mannschaften eines japanischen Geschwaders, das sich gegenwärtig in den australischen Gewässern befindet,